

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 209 (1936)

Artikel: Auf einem Perlenschmuggler im Seebeben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf einem Perlenmuggler im Seebeben.

Ein modernes Südsee-Abenteuer.

Perlenfischen ist heute in der Südsee ebenso ein staatliches Monopol wie in Europa das Banknotenducken. Viele japanische, holländische und englische Kanonenboote dampfen heute von Atoll¹⁾ zu Atoll, regelmäßig alle kleinen Inseln abzusuchen und Jagd auf Perlenmuggler zu machen. Sie tun ihr Bestes. Ozeanien aber ist riesengroß, es gibt Tausende von Inseln, und so wird noch immer nach Perlen getaucht, werden noch immer die staatlichen Bänke geplündert und mehr Perlen von „Piraten“ in den Handel gebracht als von allen Kolonialverwaltungen.

Nun, moderne Perlenräuber sind unerschrockene Sportsleute, Unternehmer, die über Kapital und sehr moderne Ausrüstungen verfügen.

Die Welt ist klein, man trifft überall Bekannte. Ich saß im „Hotel des Indes“, dem größten Hotelpalast des Ostens, einem Tropenhôtel, dessen Gebäude sich über ein Gelände von mehreren Hektaren erstrecken, wo das Frühstück aus elf Gängen besteht und einem die „Reistafel“ von 18 braunen Dienern serviert wird. In langer Reihe defilieren sie am Tisch vorbei, man entnimmt der ersten Schüssel den Reis und jeder folgenden eine Zutat, die auf den Tellerrand kommt. Huhn grün und Huhn braun gebraten, Pfeffer und Mais und Brot und Fischmehl und Eier und ein halbes Duzend einheimischer, höllisch scharfer Gewürze.

Und in diesem Riesenpalast lebte auch ein Österreicher, den ich seit meiner Kindheit kannte. Er war zweiter Steuermann auf dem Motorschoner „Lily“. Ich lernte den Kapitän kennen, der ein herrliches Oxford-Englisch sprach, nicht nur äußerlich ein vollendeter Gentleman schien. Er nahm mich mit. Und bald darauf waren wir durch die Makassar-Straße zu den Sangi-Inseln gekommen.

Dort wurde aus unsrer Luxusjacht ein Lastschoner, wie sie zu vielen Hunderten in den australischen und chinesischen Gewässern zu finden sind. An die Stelle der modernen Marconi-Spitzsegel traten Gaffelsegel. Und dann wurde

der Schiffsname übermalt. Wir waren aus der Liste ehrenwerter Fahrzeuge gestrichen, waren vogelfrei geworden, konnten in keinem zivilisierten Hafen mehr einlaufen.

Kurs auf die Palau-Inseln, die zum Mandat Nanjo-cho gehören, ehemals deutsche Besitzungen, die jetzt von den Japanern verwaltet werden. Zwischen den Palaus und den Taloe-Inseln sollten die Atolle liegen, in denen wir Perlen stehlen wollten.

Wir arbeiteten auf Gewinnbeteiligung, konnten leicht fünftausend, siebentausend Franken verdienen. Vor allem: hier war es herrlich. Es roch nach wirklichen Abenteuern.

Wir hatten zwei dalmatinische Taucher bei uns und hypermoderne Taucherausrüstungen. Hatten — in Jam-Dosen — eine Menge Munition und sehr moderne Waffen an Bord genommen. Knapp nach Batavia bekam ich das schon heraus, als ich eine Dose Marmelade aus dem Reservelager holte. Ich erwischte eine falsche. Wenn man die Büchse öffnete, war wirklich Aprikosenjam drinnen. Nur durfte man nicht mehr als zwei Löffel voll nehmen, dann kamen Stahlmantelgeschosse zum Vorschein.

Stundenlanges Suchen nach der Durchfahrt im Korallenriff, das unser Atoll umgab, an dem sich weißbrausend die Brandung brach. Stilles Wasser dann. Alle Farben des Regenbogens spiegelten sich darin. Leises Wiegen der Kaurisichten. Wüstes Geschrei von tausend Vögeln. Braune Reiher, die im Sand stolzierten.

Am Morgen begann die Arbeit. Die zwei Taucher arbeiteten im tiefen Wasser, füllten die Muscheln in Drahtkörbe, die an Bord gehißt wurden. Brennende Sonne, Wasser, das einen auslaugte. Zwölf Stunden Arbeit täglich. Immer hockte einer unsrer Leute in einer Palmenkrone, um den Horizont nach verdächtigen Rauchfahnen abzusuchen. Die Perlmuscheln lagen aufgehäuft am Strande. Die Hitze sprengte sie auf. Sie verwesten. Unbeschreiblich ist der Geruch, den die Austern entwickeln. Uns aber berauschte der Gestank. In jeder der verfaulenden Muscheln konnte ein Vermögen liegen.

Zwanzig Tage aufreibendsten Schuftens vergingen. Die Taucher waren grün im Gesicht, zu Skeletten abgemagert. Keiner traute dem

¹⁾ Ein Atoll ist eine ringförmige Koralleninsel.

ändern, ständig wurden die verfaulenden Muscheln beobachtet. Da kamen zwei Segler in Sicht, Perlenräuber wie wir... In der Nacht wollten sie unsere Beute stehlen, knallten wild darauf los... Unser Kapitän war nicht nur in Oxford gewesen, er schien auch eine Militärakademie mit Auszeichnung durchgemacht zu haben. Die Neuen sahen das sehr bald. Sie ließen uns in Ruhe, suchten sich Bänke weit von den unsern, begannen ebenfalls zu tauchen.

Sicher ist sicher. Wir machten jedenfalls unsern Flammenwerfer fertig, eine Benzintonne, mit einer Luftpumpe kombiniert. Ans Spundloch kommt ein langer Schlauch mit einem Stahlmundstück. Man pumpt Luft in das halbvollge Benzinfäß, erzeugt ein tödliches Gasgemisch. Wird es beim Schlauchende angezündet, so bildet es eine drei bis vier Meter lange Stichflamme.

Dann kam der Tag heran, wo wir das verwesende Fleisch nach Perlen durchsuchen konnten.

Feuchte Taschentücher vor den Gesichtern, Gier in den Augen, zitternde Hände: Hat all diese Qual der letzten Wochen sich gelohnt? Wir finden winzige Perlen, wir finden eine größere, opalisierende, die nichts wert ist. Dann eine schwarze, herrlich ovale. Einen halben Tag lang nichts, und dann kommt die große, rosa, tropfenförmige Perle ans Licht, die gut 20,000 Franken wert ist.

Unsre Leiber sind von den Korallenriffen zerschunden, die Hände schwammig vom salzigen Wasser. Jeder Atemzug schneidet durch die überanstrengten Lungen, die Augen sind rot unterlaufen, entzündet und halb blind: Aber all das hat sich gelohnt. Wir werden jeder mindestens viertausend Franken bekommen, der Kapitän gut zwanzigtausend.

Bei den Schouten-Inseln begegnen wir einem holländischen Kreuzer. Aber da ist aus dem Perlenpiraten schon wieder die Luxusjacht geworden, unser Messing funkelt in der Sonne, wir haben unsre Spitzsegel gesetzt. Wir sehen nicht mehr wie verwilderte Tiere aus, sondern tragen blendendweiße Anzüge, gekleidete Tropenhelme und makellose Schuhe.

Kurs auf Sidney. Dort sitzt der Mann, der die Perlen kaufen wird, der den verbotenen Handel treibt.

Wir kommen an den Santa Cruz-Inseln vorbei. Da steigen dunkle Rauchwolken aus den immer tätigen Vulkanen. Ein stetiger Passat singt im Tauwerk der „Lily“. Keine Wolke am glasklaren Himmel, keine Trübung im Purpurblau des Abendhimmels.

Wir sitzen in Deckstühlen und spielen Bridge. Aber die Stimmung ist gedrückt: das Barometer steht 15 Strich unter der Norm dieser Breiten. Kein Zeichen eines Zyklons, ein stetiger Passat und trotzdem ein immer weiteres, unheimliches Fallen.

Die Luft wird schwül. Schweiß bricht uns aus allen Poren. Die Spannung wird unerträglich. Stetig furcht die „Lily“ ihren Weg durch das klare Wasser, und stetig sinkt das Barometer.

Wir hatten in Taumako einen eingeborenen Lotsen an Bord genommen, und der ist jetzt im Kartenhaus. Sein Schreien bringt uns auf die Beine. Mit verzerrtem Gesicht starrt er auf die Kompaßnadel, die wie irrsinnig hin und her tanzt, immer wieder brüllt er: „Der Himmel sei uns gnädig... ein Seebeben...“

Es ist Nacht geworden. Nur soviel Leinwand wird gelassen, wie zum Steuern der „Lily“ nötig ist. Und gesteuert wird nach dem Sternbild des Orion. Erdmagnetische Ströme haben den Kompaß unbrauchbar gemacht.

Eine Riesendünung hebt plötzlich unser Schiff empor. Vor ein paar Sekunden noch war das Wasser glatt und ruhig, jetzt kocht es und brodelte es, bilden dunkle Wogen gigantische Abgründe und unüberwindliche Wasserberge. Die Luft ist still, ein stetiger Wind weht, das Meer aber tobt in einem unbeschreiblichen Aufruhr.

Wohin? Fahren wir dem Zentrum des unterseeischen Bebens zu oder entfliehen wir ihm?

Hunderte von Korallenriffen und kleinen Inseln müssen auf unserm Weg liegen. Ohne Kompaß sind alle Seekarten wertlos geworden. Ein Mann sitzt im Mastkorb und versucht, die Dunkelheit zu durchdringen, aber die „Lily“ schwankt wie ein toll gewordenes Kamel, der Mast taucht fast ins Wasser, jeden Augenblick bäumt der Schoner sich auf.

Hinter uns jagen Riesenwellen her. Die Wasserberge sind schneller als wir. Wieder und wieder kämpft sich das Schiff aus der nassen

Umklammerung. Längst ist alle Leinwand weggerissen, längst sind Rettungsboote und alle Holzteile über Bord gefegt.

Die „Vily“ gehorcht dem Steuer nicht mehr. Hinter uns donnert und brüllt es wie eine Kanonade aus Riesengeschützen. Eine turmhohe Wand schiebt sich hinter uns heran. Und im gleichen Augenblick sehen wir vor uns den weißen Schaumkranz, der leuchtende Gischts einer Brandung.

Niemand glaubt mehr an Rettung. Wir hängen in den Seilen, die überall kreuz und quer über Deck gespannt wurden, wir verspreizen Arme und Beine in den Stricken. Jetzt ist die Woge über uns. Krachen, Splintern, Betäubung...

Als wir wieder denken können, liegt die „Vily“ in fast ruhigem Wasser. Wir sind in einer Lagune. Es war wie ein Wunder gewesen, was geschah... Ungeheure Flutwellen hatte das unterseeische Beben erzeugt. Hätte die Riesenwoge uns im freien Meer erreicht, wären wir auf den Grund gepreßt, zerschmettert, unter den Wogen begraben worden. So hatte die Woge uns gepackt und das Dreihundert-Tonnen-Schiff über den kaum zwölf Meter breiten Korallengürtel in die Lagune eines Atolls geworfen.

Das Riff brach die Gewalt der Grundwelle.

Ein paar hundert Meilen im Süden war eine neue Insel aus dem bebenden Meeresgrund emporgehoben worden, hunderte Meilen im Umkreis hatte die Flutwelle Pflanzungen vernichtet und Inselsiedlungen zerstört, uns aber hatte sie gerettet.

Es gab Eingeborene auf der Insel. Sie hatten Boote. In diese Boote mußten wir um-



Verheerende Wirkung eines Sturmes im Jura.

Phot. Robert, Le Locle.

laden, was immer loszuschrauben oder wegzutragen war. Denn die einzige Ausfahrt war für „Vily“ nicht tief genug. Wochen der Arbeit...

Die Eingeborenenboote mußten sich durch die Brandung kämpfen, um uns die Ladung zu bringen, als wir endlich im freien Wasser waren. Wieder sahen wir aus wie Perlendiebe oder Seeräuber, und viel Farbe war nötig und viel Arbeit, bis die „Vily“ wieder einer Nacht glich.

In Sidney hatten sie uns längst aufgegeben. Unsere Konkurrenz bei der Perlen-Insel war erwischt worden. Unser Reeder hatte geglaubt, auch die „Vily“ sei den Holländern in die Arme gelaufen.

Ein paar Wochen Rast...

Jetzt arbeitet die „Vily“ wieder bei den Kei-Inseln. Das Abenteuer ist noch nicht tot in der Südsee...

Aus Verzweiflung darüber, daß sie kahl werden, raufen sich viele Menschen auch noch die letzten paar Haare aus.